

In viel Blau!

Früh an einem schönen Sommermorgen ging ein alter Mann auf dem Wege zwischen Brüssel und Namur. Er erwartete einen Freund mit dem Eilwagen und hatte sich früher, als es nöthig war, auf den Weg gemacht, um ihm auf der Landstraße zu begegnen. Da er noch ziemlich viel Zeit übrig hatte, belustigte er sich damit, jeden interessanten Gegenstand, welcher ihm aufstieg, zu betrachten; und endlich blieb er stehen, um die Verrichtung eines Malers zu beaufsichtigen, welcher eine Leiter an der Vorderseite eines Wirthshauses am Wege bestiegen hatte, und eifrig beschäftigt war, ein Gemälde zu vollenden, welches den Namen des Wirthshauses, „der Aufgang der Sonne“, entsprach.

— „Dies!“ — sagte der alte Mann zu sich selbst — ist ein ehrlicher Sudler, welcher von Perspektive so viel als ein Zugpferd weiß, und sich, ich möchte darauf wetten, für einen Rubens hält; wie pinselt er diesen dunkelblauen Himmel an!“

Der Kritiker ging vor dem Wirthshause auf und ab, da er, wie er meinte, hier eben so gut den Eilwagen erwarten könne, als ihm weiter entgegen gehen. Der Maler legte unterdessen neue Lagen des glänzendsten Blau auf, was den alten Herrn sehr zu ärgern schien. Endlich nahm der Schildermaler noch einen Pinsel voll blauer Farbe, da konnte es der Zuschauer nicht länger aushalten, und rief streng aus: —

— „Zu viel Blau!“

Der ehrliche Maler sah von seiner Leiter hinunter und sagte in jenem Tone erzwungener Ruhe, welchen ein ärgerlicher Mensch zuweilen annimmt:

— „Der Herr bemerkt wohl nicht, daß ich einen Himmel male.“

— „O ja, ich sehe wohl, daß Ihr versucht, einen Himmel zu malen; aber ich sage Euch noch einmal, daß zu viel Blau darin ist.“

— „Habt Ihr je Himmel ohne Blau gesehen, Herr Dilettant?“

— „Ich bin kein Dilettant. Ich sage Euch nur im Vorbeigehen, — ich mache eine zusätz-

liche Bemerkung — daß zu viel Blau darin ist; aber macht es, wie Ihr wollt: legt noch mehr Blau auf, wenn Ihr glaubt, daß Ihr noch nicht stark genug aufgetragen habt.“

— „Aber ich sage Euch ja, daß ich einen klaren blauen Himmel bei Sonnenaufgang darstellen will.“

— „Und ich sage Euch, daß kein Mensch, der seine Sinne beisammen hat, einen Himmel bei Sonnenaufgang blau malt.“

— „Bei Sanct Gudula, das ist zu stark!“ — rief der Maler aus, indem er von seiner Leiter hinunterstieg und sich nun weiter keine Mühe gab, seinen Aerger zu verbergen — „ich möchte wohl sehen, wie Ihr Himmel ohne Blau malen würdet.“

— „Ich mache keinen Anspruch darauf, im Himmelmalen sehr geschickt zu sein; aber wenn ich einen Versuch machen sollte, würde ich nicht zu viel Blau hineinbringen.“

— „Und wem würde es ähnlich sehen, wenn Ihr das nicht thut?“

— „Der Natur, hoffe ich, und nicht dem Euren, welches man für ein Beet mit Feldenzianen, oder für eine Musterkarte von Englischem Tuche, oder für Alles, was Ihr wollt, halten könnte — nur nicht für einen Himmel; ich versichere Euch zum zehnten Male, daß zu viel Blau darin ist.“

— „Ich will Euch Etwas sagen, alter Herr,“ — sagte der beleidigte Künstler, indem er seinen Malerstock über die Schulter legte, und sehr stolz ausah — „ich glaube, daß Ihr zu Hause ein sehr würdiger Bursche seid, aber man sollte Euch nicht allein ausgehen lassen.“

— „Warum nicht?“

— „Warum nicht? Weil Ihr wahnsinnig sein müßt, den Kritiker auf diese Weise zu spielen. Zu viel Blau darin — wahrhaftig! Was? — ich, der Schüler von Ruysdael, der dritte Better von Gerard Douw's Urenkel, sollte nicht vorstehen, einen Himmel zu malen? Wißt, daß mein Ruf schon lange gegründet ist. Ich habe ein rothes Pferd in Malines, einen grünen Bären in Namur und einen Karl den Großen in Aachen, vor welchen jeder Vorübergehende voll Bewunderung stehen bleibt.“

— „Unsinn,“ — rief der Kritiker aus, indem er die Palette dem Künstler aus der Hand riß — „Ihr verdienet, daß Euer eigenes Bild dem „Flämischen Esel“ zum Schilde diene.“ In seinem Aerger bestieg er die Leiter mit der Lebhaftigkeit eines Knaben, und verwischte mit seiner flachen Hand das Meisterwerk des dritten Betters von Gerard Douw's Urenkel.“

— „Haltet inne! Ihr alter Markttschreier,“ — rief dieser aus — „Ihr verderbt mein Schild! es ist fünf und vierzig Franken werth! Und dann mein Ruhm verloren! für immer dahin!“

Er rüttelte heftig an der Leiter, um seinen Verderber hinunter zu bringen. Aber dieser, weder dadurch, noch durch die Gegenwart eines Hausens von Dorfbewohnern irre gemacht, welche durch den Streit herbeigeloct waren, fuhr unbarmherzig fort, die strahlende Landschaft zu verwischen. Dann entwarf er, indem er nur seinen Finger und seinen Pinselstiel gebrauchte, drei Flämische Bauern mit Biergläsern in der Hand, welche der aufgehenden Sonne zutranken, die am Rande des Horizontes erschienen und das Dunkel des grauen Morgenhimmels erhellte. Eins der Gesichter war eine starke und lächerliche Karikatur des verdrängten Schildermalers.

Die Zuschauer waren Anfangs sehr geneigt, Partei für ihren Landsmann gegen den aufdringlichen Fremden zu ergreifen. Welches Recht hatte er, sich einzumischen? — Die Unverschämtheit dieses Fremden kannte keine Gränzen.

Wie sie indessen so standen und murrten, hörte das Murren nach und nach auf und verwandelte sich in ein Gemurmel des Beifalls, als die Zeichnung sichtbar wurde. Der Eigenthümer des Wirthshauses rief zuerst: „Bravo!“ und selbst Gerard Douw's Better im neunten Grade fühlte, daß seine Wuth sich in Bewunderung verwandelte.

— „D!“ — rief er aus — „Ihr gehört zum Handwerk, ehrlicher Mann, und unnütz wäre es, dieß zu läugnen. Ja, ja,“ — fuhr er fort, indem er sich lachend an seine Nachbarn wandte — „dieß ist ein Französischer Schildermaler, welcher einen Spaß mit mir macht. Nun, ich muß offen einräumen, er weiß, was er will.“

Der alte Herr stieg gerade von der Leiter, als sich ein Herr auf einem schönen Englischen Pferde durch das Gewühl Bahn machte.

— „Dieses Gemälde gehört mir,“ — rief er in Französischer Sprache, aber mit fremdem Accent, „ich will hundert Guineen dafür geben.“

— „Noch ein Narr!“ — rief der einheimische Künstler aus — „ich will mich hängen lassen, wenn diese Fremden nicht alle verrückt sind.“

— „Was meint Ihr, mein Herr?“ sagte der Wirth mit besonderer Theilnahme.

— „Was ich sage — ich will hundert Guineen für das Gemälde geben“, sagte der junge Engländer, indem er vom Pferde sprang.

— „Das Gemälde wird nicht verkauft“, sagte der Schildermaler mit so viel Stolz, als ob es sein Werk gewesen wäre.

— „Nein,“ — rief der Wirth — „denn es ist schon verkauft und selbst theilweise im Voraus bezahlt. Indessen wenn der Herr darüber handeln will, muß er sich an mich wenden.“

— „Ganz und gar nicht, ganz und gar nicht,“ — begann der Flämische Schildermaler wieder — „es gehört mir. Mein Kollege half mir aus Freundschaft ein Wenig; aber dieß Gemälde ist mein gesetzliches Eigenthum, und ich habe volle Freiheit, es zu verkaufen, an wen ich will.“

— „Welche Schurkerei!“ — rief der Wirth aus — „mein Sonnenaufgang ist mein Eigenthum, er ist an die Mauer meines Hauses befestigt. Wie kann es Jemand anders gehören. Es ist ja auf meine Kosten gemalt. Kein Mensch außer mir hat Recht daran.“

— „Ich werde Euch vor's Gericht fordern,“ rief der, welcher das Schild nicht gemalt hatte.

— „Ich werde Euch wegen Kontraktbruch verklagen“, versetzte der Wirth, welcher es halb bezahlt hatte.

— „Wartet einen Augenblick,“ — rief die feste Stimme des wirklichen Malers dazwischen — „ich denke, ich habe auch ein Wort in diesem Gespräche mitzusprechen.“

— „Ganz gewiß, Bruder,“ — antwortete der Maler — „statt uns auf öffentlicher Straße zu streiten, laßt uns in Herrn Marzen's Haus gehen und die Sache freundschaftlich bei einer oder zwei Flaschen Bier abmachen.“

Hierin stimmten alle Parteien überein, — daß ich es sagen muß, daß sie in nichts weiter übereinstimmten, denn auch im Hause wurde der Streit mit bedeutender Verwirrung und Heftig-

keit fortgesetzt. Die Flämänder stritten um den Besitz des Bildes und der Engländer wiederholte seinen Antrag, es mit Geld zu überdecken.

— „Aber wenn ich nun nicht will, daß es verkauft wird,“ sagte der wirkliche Maler des Bildes.

— „O, mein theurer Herr,“ — versetzte der Wirth — „ich bin gewiß, daß Ihr einen armen, ehrlichen Mann, welcher kaum auskommen kann, nicht dieses unerwarteten Glücksfalles beraubt, ich würde dadurch gerade im Stande sein, einen guten Vorrath von Wein und Bier anzuschaffen.“

— „Glaubt ihm nicht, Bruder,“ — sagte der Maler — „ich bin ein Familienvater; und einem Kollegen solltet Ihr doch helfen. Ich bin auch bereit, das Geld mit Euch zu theilen.“

— „Er!“ — sagte Herr Margen — „Er, er ist ein alter Verschwender, welcher kein Geld übrig hat, seine Tochter eine Aussteuer zu geben, weil er Alles, was er verdient, für sich verwendet.“

— „So ist es nicht: meine Eufette ist mit einem Französischen Kunstschüler verlobt, welcher sie trotz ihrer Armuth nächsten September heirathen will.“

— „Eine Tochter auszusteuern!“ — rief der Künstler aus — „das ändert die Sache ganz. Ich bin es zufrieden, wenn das Gemälde zu einer Aussteuer verkauft wird, und überlasse es der Freigebigkeit unseres Englischen Freundes, die Summe zu bestimmen.“

— „Ich habe schon geboten,“ — erwiderte der beste Bieter — „hundert Guineen für die Skizze, so wie sie ist; ich will gern zweihundert dafür geben, wenn der Maler einwilligt, es in der Ecke mit zwei Worten zu zeichnen.“

— „Mit welchen Worten?“ riefen alle Streitenden aus.

Der Engländer erwiderte:

„Pierre David!“

Die ganze Gesellschaft war jetzt ruhig genug, denn sie waren starr vor Erstaunen. Der Schildermaler hielt den Athem an, seine Augen glänzten, er schlug heftig die Hände zusammen und fiel vor dem Französischen Maler auf die Knie.

— „Vergebt mir,“ — rief er aus — „vergebt mir meine schreckliche Unwissenheit.“

David lachte herzlich, nahm seine Hand und schüttelte sie kräftig.

Die Nachricht der Entdeckung hatte sich rasch

verbreitet; das Wirthshaus war von Leuten umringt, welche auf die Gesundheit des berühmten Gastes trinken wollten, und der gute alte Mann, mitten im Zimmer stehend, that ihnen herzlich Bescheid. Mitten in der lustigen Gesellschaft warf die Tochter des Schildermalers, die hübsche Eufette, ihre Arme um den Hals ihres Wohlthäters, und ihr bestimmter Gatte schüttete eine Wolke von Sägeespänen aus seiner Tasse, durch die Heftigkeit, mit welcher er die Hand des Französischen Meisters schüttelte.

In diesem Augenblicke kamen die Freunde an, welche er erwartete. Es waren Lesser, ein Theaterdirektor, und der große Talma.

Vermischtes.

Berlin. Ein junger thätiger Schlossermeister, welcher vor einiger Zeit sich seinen eigenen Heerd gegründet hatte und dem zu seinem Glück nun nichts weiter als eine junge Frau Meistlerin fehlte, machte auf einer Landpartie die Bekanntschaft einer jungen liebenswürdigen Dame, welche dieselbe in Begleitung ihrer älteren Schwester und deren Bräutigam, eines jungen Kaufmanns mitmachte. Unser Schlossermeister, ein praktischer Mann, suchte sich zunächst die Freundschaft des jungen Mannes zu erwerben, dies gelang ihm auch so vollständig, daß die kleine Gesellschaft sich an dem Tage sehr gut amüsierte, und er auch von seinem zukünftigen Schwager in die Familie seiner Erwählten eingeführt, von den Eltern freundlich aufgenommen, und da seine Verlobungen um die Hand der jungen Dame auch von dieser nicht zurückgewiesen wurden, so ward Weihnachten die Verlobung des jungen Paares, durch ein fröhliches Fest im Hause der Eltern gefeiert. Nachdem er so ein Mitglied der kleinen Familie geworden war, und sich nun täglich, wenn die Feierabendstunde schlug, bei seiner Verlobten zum Besuch einfand, machte er die traurige Bemerkung, daß die beiden Schwestern, Ottilie und Anna sich ihre Namen, sich auf einem immerwährenden Kriegsfuß gegenüber standen. Um Kleinigkeiten, oft nicht der Rede werth, entstand zwischen Beiden, in seiner und des andern jungen Mannes Gegenwart der lebhafteste Zank. Vergebens stellte der Schlossermeister seiner Anna ihr unwürdiges Betragen vor, vergebens bat er oft, sie möchte doch ihren Zorn mäßigen, ihre Antwort war immer: „Ich werde doch nicht zu Allem still sein!“ In der vergangenen Woche, als unser Schlossermeister eines Abends kam, seine Anna zu besuchen, fand er das ganze Haus in Aufruhr, Ottilie und Anna standen sich mit zerzaustem Haar, Hyänen gleich gegenüber, augenscheinlich hatte eine Rauferei zwischen Beiden stattgefunden, Schelt- und Schimpfwörter rasselten von ihren Lippen, und sie warfen sich in ihrem Zorn gegenseitig Sachen vor, die zu denken schon die Schamröthe auf die Wangen eines anständigen Mädchens hervorrufen würde, und was war der Grund des so weit geführten Streites? — Ottilie hatte einen Faden Zwirn aus

Annas Nähkästchen genommen. — Da es dem Schlossermeister und dem jungen Kaufmann, welche auch hinzugekommen waren, nicht gelang, die erhitzten Gemüther zu beruhigen, so verließen Beide die Wohnung ihrer unliebenswürdigen Schönen, und schickten am folgenden Tage Beide ihre Verlobungsringe an den Vater zurück, der am Abend vorher mit seiner Frau ein stummer Zeuge bei dem Streite seiner Töchter war. Jetzt entstand großer Jammer bei den Schwestern, die sich lange wieder versöhnt hatten; daß es so weit kommen sollte — hatten sie doch nicht vermuthet, und die zärtlichen Briefe gingen an ihre Verlobten ab. Bei dem Schlossermeister freilich ohne alle Wirkung, er hatte erkannt, daß ihm an der Seite einer Frau, welche so leicht zum Zorn gereizt wird, kein Glück erlösen kann, und ist froh, so bald zur Erkennung des schlechten Charakters seiner ehemaligen Braut gekommen zu sein; anders der Kaufmann, er schwankt, hat seine Dittile schon einmal wieder gesehen, und ist wie es scheint zu einer Versöhnung geneigt. Schön Annchen aber sitzt weinend und betrachtet den Finger, an welchem ihr früher der Verlobungsring so gut gepaßt hat.

Berlin. Die Frau eines, in der alten Leipzigerstraße wohnenden Geschäftsmannes hatte, als sie gestern Nachmittag in ihre Küche trat, einen merkwürdigen Anblick. Die seit Jahren in der Wirthschaft gehaltene Kaze hatte einen Porcellantopf auf den Kopf gestülpt und machte die drolligsten Sprünge und Bewegungen, sich von dieser Hülle zu befreien. In dem Topf war ein Rest Milch stehen geblieben, die Kaze, welche davon naschen wollte, hatte mit aller Gewalt ihren Kopf hindringedrängt, und war nun nicht im Stande, denselben wieder heraus zu bekommen; auch dem hinzugerufenen Manne gelang es nicht, den Kopf der Kaze von dem Topf zu befreien, und es blieb ihm schließlich nichts anderes übrig als den Topf mit einem Stücke Holz zu zerschlagen; kaum war diese Proceßur beendet so sprang die befreite Kaze, mit krummen Buckel und eingezogenem Schwanz laut miauend davon.

— Die „Hotel-Zeitung“ erzählt folgende Geschichte: „Herr Meyer hatte Geschäfte in D... und kehrte bei einem Verwandten ein. Da er einen Freund, der im Gasthose bei A... speiste, gern sprechen wollte, so ging er gegen zwei Uhr dorthin und traf die Gesellschaft beim Nachtsch. Er bestellte sich eine halbe Flasche Wein und setzt sich zu seinem Freunde, plaudert mit ihm und genießt einiges mit von dem Backwerk oder von dem Döle. Als er später aufbricht und seinen Wein bezahlt, ist er so ehrlich zu sagen, er habe eine Kleinigkeit vom Nachtsch. gegessen. Der Wirth fordert ihn die festgesetzten zwanzig Silbergrößen für Mittagsch. ab. „Aber“, rief Meyer, „ich habe ja nur vom Nachtsch. eine Kleinigkeit gegessen?“ — „Das macht nichts“, sagte der Wirth, „wer hier viel oder wenig ist, der bezahlt sein Couvert.“ Der 2c. Meyer mußte sich in das unvermeidliche fügen. Ich werde mich revanchiren, dachte er, und dazu hatte er allerdings die Mittel. Er hatte nämlich einen Schreiber, der in der ganzen Umgegend als ein Fresser verschrien war. Zu

diesem sagte er: „Morgen dürft Ihr den ganzen Tag nur wenig essen; denn übermorgen geht Ihr mit mir nach D., da sollt Ihr auf meine Rechnung fein speisen bei A., da bringen die Kellner uns Wild, Fische, saftiges Rindfleisch — (hier ließ dem Schreiber das Wasser im Munde zusammen daß er schlucken mußte) — die feinsten Gemüse, Braten aller Art (hier schmalzte der Schreiber mit der Zunge) — und dann der Nachtsch! Gmmenthaler! Limburger!“ — „Herr Meyer!“ rief der Schreiber: „ich halte es nicht mehr aus, hören Sie auf, oder ich fange an Rad zu schlagen!“ — „Nun gut, also morgen fasten, übermorgen fr...“ Die Reise nach D. ging vor sich. Rechtzeitig traf man bei A... ein. Die schöne gedeckte Tafel verheißt dem Schreiber paradiesische Freuden. Endlich ging's los. So wie ein Keller kam — Schupp — alles herunter. — Die Kellner mußten laufen, um den übrigen Gästen Fleisch, Gemüse 2c. anzubringen. Wüthende Blicke schoß der Gastwirth — der natürlich so klug ist, tagtäglich sein eigener Gast zu sein — auf den heßhungerigen Gast. „Wollen Sie mir nicht noch einmal das Rindfleisch geben? — Haben Sie nicht noch ein Stückchen Braten für mich?“ Dies waren die ersten leisen Anfragen, denen aber bald ganz ernste Erklärungen folgen sollten. „Ich meine, es ist doch heute kein Fasttag; für zwanzig Silbergrößen können Sie mir doch noch ein Bißchen auf den Keller schaffen!“ (Der Leser bemerkt, daß der Wein bereits seine Weinlaune gewechselt hat.) „Sehen Sie, Kellner, ich muß ganz zusammenschrumpfen, wenn Sie nicht bald wieder etwas bringen!“ Herr Meyer strahlte in seiner höchsten Glorie; der Wirth lief roth und blau an. Alle Gäste waren aufmerksam geworden und der Humor machte sich überall Luft. Dadurch wurde unser Secretarius nur noch mehr bestärkt, seines Herrn Wohlwollen durch tapfere Eingriffe ein Genüge zu thun. Endlich kam der Nachtsch. Gebackene Mandeln, Rosinen und Confecte gingen alle den Weg in den unabsehbaren Magen des Secretarius. Da stand auch der verheißene Käse und neben demselben eine hübsche Figur Butter. Die meisten Gäste waren schon aufgestanden, auch Herr Meyer hatte sich eine Cigarre angezündet und bereits für sich und seinen Gehilfen bezahlt, während dieser noch stets im activen Dienst sich befand. Von der gemeldeten Buttersfigur hatte nur ein Gast eine Kleinigkeit genommen, als der Schreiber sie an der entgegengesetzten Seite anschnitt. Jetzt konnte es der Wirth nicht mehr länger aushalten, er eilte auf den Gast zu und sagte: „Mein Herr, auch im Gasthof muß man artig sein und da fortfahren zu schnebeln, wo ein anderer angefangen.“ „Nachen Sie sich keine Sorgen“, war die Antwort, „wir werden schon zusammen kommen.“ Und sie kamen zusammen. „Ob einer viel oder wenig ist“, sagte Herr Meyer beim Abschied zum Wirth, „jeder bezahlt sein Couvert!“

— In der Feldmark des Gutes Groß-Thursee bei Pöslau in Oberschlesien ist am 26. Januar ein lebender Maikäfer gefunden worden.